Paed. Pr.
3972.

Der Staar.

Eine neue Erzählung

für

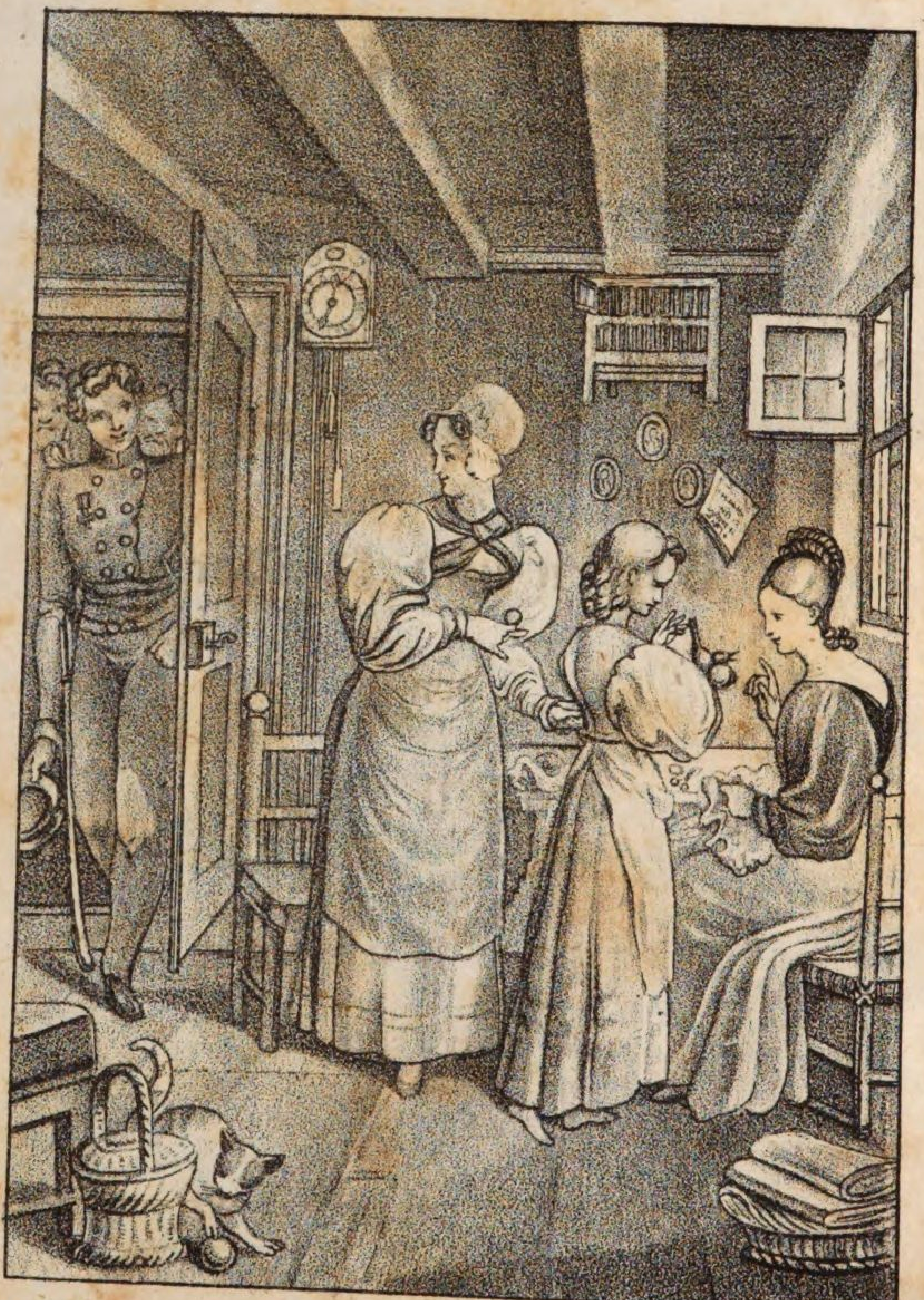
Eltern und Kinder.

Paed Pr. 3972 Waibel
~~2 6jom~~ ~~Nalk~~

<36634057550016

<36634057550016

Bayer. Staatsbibliothek



Nun siehst du Marie, sagte die Mutter,
daſs dir Gott immer wieder geben kann, was
Er dich verlieren laeſst.

Der Staar.

Eine neue Erzählung

für

Eltern und Kinder.

von

Th. Nelk.

Dritte Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

Nördlingen.
Druck und Verlag der Beck'schen Buchhandlung.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Zu Fichtenheim, einem schönen Marktflecken, in einer malerischen Gegend, lebte Justine, die Wittwe des königl. Pflegers Ferdinand Ehrenreich, mit ihren zwei Töchtern in frommer Stille hin. Die eine Tochter hieß Ida, und war jetzt in einem Alter von ein und zwanzig Jahren, die andere hieß Marie, und war ungefähr vierzehn Jahre alt. Beide hatten die Tugenden ihrer Eltern. In Marie entwickelte sich schon jetzt außerordentlich viel Verstand, so kindlich sie auch in ihren Reden und Handlungen war. Ihren Vater hatte ihnen der Tod bereits vor drei Jahren entrissen. Ueber seinen zu frühen Verlust trauerten noch alle rechtschaffene Unterthanen, die zu dem königlichen Pflegamte von Fichtenheim gehörten; denn er war seinen Untergebenen ein wahrer Vater gewesen. Ida und Marie weinten noch nm ihn. Justine selbst fühlte

es aber wohl am tiefsten, was er ihr und ihren Kindern gewesen war. Oft seufzte sie: „Mein Gott, Du hast mir und meinen Kindern unsere Stütze weggenommen. Wir gleichen einem schwachen Wanderer, dem der Stab, an dem er sich hält, unter der Hand zerbrochen wird. Aber so war es dein heiligster Wille; und in deinen Willen müssen wir uns in allem ergeben.“

Zu dem Verluste ihres Gemahls kam für Justine auch dies, daß sie von ihrem einzigen Sohne, der schon neun und zwanzig Jahre alt war, seit fünf vollen Jahren nicht das Geringste inne werden konnte. Sie bejammerte ihn bereits als todt, und es wäre für sie gewisser Maßen ein Trost gewesen, wenn sie gewiß gewußt hätte, er sei in der Ewigkeit mit seinem verstorbenen Vater vereinigt.

Zu allen diesen Betrübnissen hatte Justine noch ein großes Leiden. Sie wurde nämlich von einem reichen Manne, der Berard

Grimm hieß, und in Fichtenheim ansässig war, bitter verfolgt. Dieser schlaue und grausame Mensch wußte ihr auf allerlei Weise wehe zu thun.

„Ach Gott, seufzte sie oft, wann sie allein beten konnte, wie viel hat eine Wittwe zu dulden! Aber du bist es, der du auf Wittwen und Waisen dein väterliches Auge richtest. Niemand ist mein Schutz als du; in allem Leiden berge ich mich unter die Flügel deiner Huld und Vorsehung, wie ein Küchlein sich unter die Flügel seiner Mutter verbirgt. Unter den Flügeln seiner Mutter hört und sieht das Küchlein gleichsam nichts von alle dem, was draußen vor sich geht; so will auch ich unter den Flügeln deiner Huld und Vorsehung nichts hören und nichts sehen von alle dem, was mir Böses widerfährt.“ Aber einen großen Trost in allen ihrem Leiden fand sie auch immer in der Unschuld und liebenswürdigen Tugend ihrer zwei Töchter, so wie dem Landmann der Anblick seiner Fluren und

Saaten alles Herbe seines Standes versüßet. Oft sagte sie zu Ida und Marie: „Bleibet nur doch ihr gut und fromm, und werdet immer noch edler und gottgefälliger, dann will ich gern leiden und dulden. Das größte Elend für eine Mutter wären ungerathene Kinder.“

Heute war ein schöner Sommerabend gegen das Ende des Monates August. Schon wehten kühle Lüftchen und bereits begannen da und dort Sternchen am Himmel zu funkeln. Da ging Justine mit schwerem Herzen zum Grabe des seligen Gemahls. Das Grab war beinahe in Mitte des Gottesackers, der an einem Hügel lag. Indem sie einsam und von Niemand begleitet, zwischen den Gräbern hinwandelte, sagte sie zu sich selbst: „Wie still ist es hier und was für ein Ernst der Ewigkeit schwebet bei den Gräbern! Wo sind nun die, welche einst auch Wittwen und Waisen verfolgen? Wie modern sie hier gleich den Aermsten! Eitelkeit über Eitelkeit ist auf Erden alles, was nicht zu der ewigen Ruhe

in den Himmel führet. Hie in den Gräbern sind alle gleich, und jenseits sind die größer und herrlicher, welche auf Erde Gott mehr liebten und aus Liebe zu Ihm mehr litten. Aber auch hier auf diesem Gottesacker wird sich am Ende noch ein großer Unterschied zeigen: diejenigen, welche auf Erden in größerer Schönheit der Tugend wie in einem festlichen Schmucke wandelten, werden am großen Tage des Herrn auch mit größerer Schönheit des Lebens auferstehen. Wie schön wird dann mein seliger Ferdinand sein! Er hatte ja eine so himmlisch schöne Seele."

Als sie nun bereits vor seinem Grabe war, und der aufgehende Mond gerade auf das vergoldete Kreuz hinschien, kniete sie nieder, und betete. Bald sah sie auf das beleuchtete Kreuz, bald senkte sie den Blick auf das Grab, das Ida und Marie heute Morgens mit Blumen geschmückt hatten. Das Herz war ihr so voll! „Mein Gott, sagte sie, wie selig ist mein Ferdinand bei dir! Ich hoffe,

er sei schon dort, wo er dein Angesicht anschauet. Er war ein so guter Christ. Im Kreuze deines ewigen eingebornen Sohnes war all sein Trost.“ Wie oft sagte er zu mir: „Vom Kreuze Jesu glånzet alle meine Hoffnung.“ — „Wie hier dies vergoldete Kreuz auf seinem Grabe im milden Mondlichte glånzet, so glånzte ihm das Heil des heiligen Kreuzes im milden Lichte unsers Glaubens. — Sollte er aber dein Angesicht noch nicht anschauen, o, so erhöre mein Flehen und das Flehen meiner Kinder, und laß ihn bald dich anschauen von Angesicht zu Angesicht. Du erhörest uns, und lässest unsere Gebete und guten Werke den Seelen, die sich jenseits nach deinem Angesichte sehen, våterlich angedeihen.“

Sie schaute so innig auf das Grab hin, als wollte sie ihren Ferdinand herausschauen. „Ach, seufzte sie wieder, wo ist wohl unser Sohn Eduard? Ist er jenseits bei dir, mein Ferdinand? Schauet er etwa mit dir das Angesicht Gottes an? Um wie seliger ist er

dann, als hier seine leidende Mutter ist! — Oder wandelt er noch hiernieden? Blieb er wohl der Tugend getreu? Du wirst ja für ihn auch jenseits beständig zu Gott geflehet haben, daß Er ihn mit seiner Gnade bewahre. Wenn er nur fromm und gut blieb! Dann will ich alles andere, was ihm begegnet sein mag, verschmerzen.“

Die fromme Justine, die wohl täglich am Grabe ihres Ferdinand betete, konnte sich heute in dieser Abendstunde kaum davon trennen. Es lag ihr noch ein Stein auf dem Herzen, welcher schwerer war, als der Grabstein von schwarzem Marmor. Unter einem Strome von Thränen sagte sie: „Ach mein Ferdinand, jetzt muß ich, vielleicht auf längere Zeit, mich sogar von deinem Grabe scheiden. Hier an dieser Stätte fand ich immer Trost, und es war mir allemal, als könnte ich da mit dir reden, nnd als klängen mir deine Worte aus der Ewigkeit herüber. Und nun muß ich fort von Fichtenheim, wo ich mit

dir so selige Jahre lebte; und nur Gott weiß, wann ich wieder hieher kommen werde. Ach, gerade deßwegen muß ich mit Ida und Marie flüchtig gehen, weil du in deinem Amte so gerecht warst; — aber das ist für mich ein Trost, weil wir um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden, und somit auf die Verheißung Jesu Christi in Demuth Anspruch machen dürfen. Der reiche Berard Grimm verfolget dich noch in mir und in deinen Kindern. Daß du einst die Sache einer bedrängten Wittwe wieder seine ungerechten Ansprüche mit so großer Festigkeit in Schutz genommen hast, das kann er dir nicht verzeihen. Du mußtest durch Verleumdungen seine Rache fühlen, und was er Arges nun dir nicht anthun kann, sucht er auf alle mögliche Weise uns anzuthun. Du aber betest gewiß in der Ewigkeit für ihn, und ich und unsere Kinder beten auch täglich für ihn, daß Gott sein Herz ändern wolle, damit er nicht noch verloren gehe. Wenn nur dies

noch geschieht, gern gehe ich dann flüchtig. Bitt aber für uns, daß uns der Herr bald wieder hieher zu deinem Grabe führe."

So sagte Justine, und weinte noch heftiger. Endlich erhob sie sich, und nahm vom Grabe so schwer Abschied, als stånde Ferdinand lebendig vor ihr, und als müßte sie sich von ihm selbst trennen. Sie schwankte zwischen den Gräbern zurück, und sah oft noch um nach seinem Grabe.

Ida und Marie waren indessen zu Haus mit Einpacken kleinerer Sachen beschäftigt, und dachten an die morgige Abreise. „Den lieben Staar, sagte Marie, müssen wir doch auch mitnehmen; dies gute Närrchen hat uns schon viele Freuden gemacht. Er muß uns auf der Reise und in der Fremde gleichsam unser Tröster sein. Plaudern wird er uns genug." „Du hast Recht, erwiederte Ida; aber unser wahrer Tröster wird Gott sein. Die Mutter sagt uns ja immer, der gute Gott habe sie in jedem Leiden getröstet und nie verlassen."

Kaum war Justine in das Haus, in dem sie nur eine gemiethete Wohnung hatte, zurückgekehrt: so kam ihre getreue Freundin. Sie hieß Bernardine und war auch eine Wittwe mit zwei Töchtern, die eine hieß Thekla, und war in gleichem Alter mit Ida, ihrer Jugendfreundin; die andere, Namens Genovefa, hatte fast gleiches Alter mit Marie, der sie herzlich lieb war. Beide Töchter waren mit der Mutter gekommen, um Abschied zu nehmen. Bernardine liebte Ida und Marie ungemein, besonders auch darum, weil sie ihre Taufpathe war; aber auch Ida und Marie hingen mit kindlicher Liebe an ihr. Bernardine sagte darum oft zu ihrer Freundin: „Wie zart sind doch die Bande, welche unsere christliche Religion schlingt! Ida und Marie könnten mir nicht lieber sein, wenn sie meine eigenen Kinder wären. Ich fühle, was es Inniges um die geistige Verwandtschaft ist.“

Der Abschied fiel allen überaus schwer, und der Schmerz und die Thränen ließen sie

endlich nimmer viel reden. „O wie selig, sagte Justine, wird jener ewige Tag sein, wo die Kinder Gottes nimmer von einander Abschied nehmen müssen!“

Als endlich Bernardine sich mit Thekla und Genovefa wieder entfernt hatte, sprach Justine zu ihren Töchtern: „Meine lieben Kinder, ihr wisset, was für einen Feind wir in diesem Orte haben. Er hat es geschworen, an uns Rache zu üben. Diese gegenwärtige Kriegszeit ist ihm für seinen Plan erwünscht. Sobald Krieger von der feindlichen Armee, die leider bereits in unser Vaterland eingedrungen ist, auch nach Fichtenheim kommen, so wird er sie mit Geld dazu reizen, daß sie uns großes Uebel anthun. Dies ist sein Vorhaben; Bernardine hatte vor sieben Tagen durch einen Zufall Gelegenheit, es inne zu werden, und sie theilte es mir sogleich mit. Ich aber wollte es euch erst jetzt sagen. Wir müssen also von hier fortfliehen. Deßwegen habe ich schon vorgestern die mehre-

sten Sachen dorthin führen lassen, wohin wir morgen reisen."

Jetzt blickte die großmüthige Dulderin gen Himmel, faltete die Hände, und sprach: „Liebet den, der uns hasset. Seid ihm in euern Herzen nicht gram, sondern betet für ihn zum Herrn, daß Er ihn auch zu seinem guten Kinde mache. Bei Gott sind alle Dinge möglich. Es wäre thöricht, wenn wir diesem Menschen gram sein wollten; er muß uns mit seinem Hasse nur zum Guten dienen; denn Gott will uns durch ihn prüfen, ob wir auch dulden und Feinde lieben können. Wir dürfen uns vor diesem Menschen auch nicht fürchten; wir leiden unschuldig; Gott wird uns schützen. Er, unser himmlischer Vater, wird unser Führer und Tröster sein. Sobald unser Vaterland Frieden genießt, kehren wir zurück; dann können wir wieder täglich an das Gräb des Vaters gehen und dort beten."

II.

Schon um vier Uhr Morgens fuhr Justine mit den zwei Töchtern von Fichtenheim ab. Es dämmerte bereits, jedoch funkelten da und dort noch Sternlein am Himmel. Als sie außer dem Orte waren, konnten sie auf den Gottesacker hinsehen; sie warfen innige Blicke hin nach dem Grabe des Vaters und beteten in ihren Herzen. Ueber eine Weile sagte Justine: „Wie selig sind die, welche im Schooße der Ewigkeit ruhen! Wir aber, die wir jetzt in der Zeit der Prüfung leben, müssen Unruhe und Leiden haben; aber wie es in dieser Morgenstunde da mit jedem Augenblicke heller wird, so rücket uns auch das Licht der Ewigkeit stets näher.“

„O, sagte über eine Weile Marie, die Sternlein am Himmel droben verschwinden immer mehr, eines nach dem andern. Es ist völlig Schade darum; sie sind ja so unbeschreiblich schön.“ „Das ist ein Zeichen, erwiederte Ida, daß die Sonne bald kommt

und der helle Tag wird." — „So mögen uns, sagte die weise Mutter, die Sternlein des irdischen Glückes immer mehr verschwinden, wenn wir uns nur auch immer mehr dem Tage unserer ewigen Seligkeit nähern."

Als der Himmel bereits im Morgenroth glüthe, konnten sich Ida und Marie nicht satt schauen. „O welch einen Schmuck, rief Ida auf, gibt die herannahende Sonne dem Himmel!" — „Meine Kinder, sprach Justine, Jesus Christus, der die Sonne der Seelen ist, gibt uns einen viel schönern Schmuck — den Schmuck der heiligmachenden Gnade. Wer diesen Schmuck hat, der ist wahrhaft ein Kind Gottes. Bleibet doch immer seine Kinder; dann habt ihr einen Schmuck, der alle Schönheiten in der ganzen Natur übertrifft."

„Und die uns hassen, sagte Ida, können uns diesen Schmuck nicht rauben. Man würde den als einen Thoren verlachen, der seine Hand gen Himmel ausstrecken würde, um von ihm den Schmuck des Morgenrothes

herabzureißen. Eben so thöricht ist die Wuth der bösen Menschen wider die Kinder Gottes, denen sie ihren Schmuck nicht rauben können."

Die Morgenluft wehte sehr erfrischend. „Es ist, sagte Ida, als athme man da lauter Leben ein." — Und es erwiederte die Mutter: „Wie die Morgenluft hier, so lieblich wehet in unsern Seelen jene übernatürliche Gnade von Gott, durch die Er uns zur Frömmigkeit und Tugend erwecket und stärket. Diese Gnade von Gott hauchet lauter höheres und himmlisches Leben in unsere Seelen. Wir fühlen dies, wenn wir fromm und tugendhaft sind. Wie erfrischende Morgenluft durchfließt die Gnade unser Innerstes."

Der Staar im niedlichen Käfig an der Seite der Marie wurde immer lebhafter und guckte links und rechts in die weite Welt hinaus. Sie scherzte mit dem Thierchen und es wurde geschwätziger. „Gelt, du kleiner Schelm, sagte sie, du bist noch nie so in einer Kutsche gefahren. Es kommt dir frei=

lich alles fremd vor, und doch bist du munter, weil du bei mir bist.“ Justine lächelte ob dieser Rede der Marie, und sprach: „Um wie viel mehr müssen auch wir, obschon wir jetzt an einen fremden Ort kommen, dennoch immer freudig sein! Wir sind ja stets bei Gott.“

Nun kamen sie an einen Tannenwald. Die aufgehende Sonne schien ihn gleichsam zu verklären. Die länglichen, wunderschön geschuppten Tannzapfen an den grünen Aesten glänzten wie Gold. Der Weg führte sie durch den Wald. Es dünkte sie fast, als kämen sie da in einen alterthümlichen Tempel mit Reihen hoher Säulen und einem hellblauen Gewölbe. Das Moos auf dem Boden nahm sich in den Strahlen der Sonne schöner aus, als ein Tempelpflaster von Marmor. Je tiefer sie aber in den Wald hineinkamen, desto mehr umgab sie ein mildes Dunkel, das sie noch inniger zur Ehrfurcht vor dem Schöpfer und zur Anbetung seiner Majestät stimmte: „O

wie herrlich ist es da!" rief Ida mit gefalteten Händen auf. Jetzt sahen sie zurück; und da schien der ganze Wald hinter ihnen in Flammen zu stehen. „Das ist noch der schönste Anblick," rief Marie in Entzückung. Sie weideten ihre Augen an diesem Schauspiele der Natur, bis sie der Glanz zu sehr blendete. „Wie herrlich, sagte Justine, muß es erst oben in den ewigen Wohnungen der Kinder Gottes sein!"

So verging den Reisenden der Tag sehr schnell und selig, da sie bei jeder Schönheit, die sich in der Natur ihren Blicken darbot, von geistigen und höhern Schönheiten redeten, und den Schöpfer priesen. Als es bereits Abend ward, kamen sie an das Ziel ihrer Reise. In einer fruchtbaren Ebene, die man Waldwiesen heißt, stand das einsame Bauernhaus, das sich Justine zu ihrem Aufenthalte gewählt hatte. Der Anblick der Gegend gefiel der Ida sogleich. Die Wäldchen links und rechts, und weiter oben gegen

Mittag hin der Hügel, an dem das große Dorf Immenhausen lag und das hohe Schloß auf dem Hügel selbst, — das alles war dem Auge der Ida ein Ersatz für die Gegend von Fichtenheim. Selbst das Bauernhaus in Waldwiesen gefiel ihr wohl; es war groß, hatte zwei Stockwerke und ein fast flaches Schindeldach. Am obern Stockwerke war von vorn und auf beiden Seiten eine Art Altan oder Söller mit Geländer von zierlich ausgeschnittenen Brettern. Schon erblickten Ida und Marie mit Wohlgefallen die vielen Nelkenstöcke, die auf diesem Geländer standen; die meisten Nelken waren von hochrother Farbe.

Der gutmüthige Bauer, Namens Otto, erwartete heute die lieben Gäste. Seine Gattin, die Veronika hieß, war eine Base der Bernardine. Sobald Bernardine die Gefahr, welche der Wittwe des Ehrenreich drohte, inne geworden, hatte sie noch an jenem nämlichen Tage einen Boten an die

Base geschickt und ihm ein rührendes Schreiben mitgegeben, um ihren Mann und sie zu bewegen, daß sie der verfolgten Wittwe und ihren Kindern in ihrem Hause eine Herberge einräume, bis Friede sein würde. Die guten Leute hatten sogleich ihr Jawort gegeben, und freuten sich, unschuldig Verfolgte aufnehmen zu können.

Als nun Otto die Kutsche daherfahren sah, ging er mit seinem Weibe entgegen. Sobald sie zusammentrafen, ließ Justine halten; Ida und Marie flogen gleichsam aus der Kutsche; Veronika bot der Justine beim Aussteigen die Hand. Der Empfang geschah mit ländlicher Herzlichkeit. Jetzt liefen auch die drei Kinder aus dem Hause herbei, und nachdem sie der Frau die Hand geküßt hatten, begrüßten sie mit vieler Artigkeit Ida und Marie, die auch gegen sie recht freundlich thaten; so war unter den Kindern Justine's und den Kindern vom Hause in wenigen Augenblicken schon eine Art Vertraulichkeit.

Beim Eintritte in das Haus fand Justine zu ihrem großen Vergnügen alles sehr reinlich, was sie nur erblickte. Otto führte sie mit Ida und Marie in eine große Kammer im obern Stockwerke; sie hatte einen schneeweißen runden Ofen, war schön getäfelt und mit mehrern frommen Gemälden geziert; sie hatte vier Fensterstöcke und die Fenster waren rein und hell. Ida freute sich am meisten über die schöne Aussicht nach Immenhausen, in dem jetzt aus den Kaminen blaue Rauchsäulen aufstiegen. Justine hatte ein besonderes Wohlgefallen daran, daß eine Thür in die Nebenkammer führte, die eben so schön, aber nur etwas kleiner war, und die Otto auch zu ihrem Gebrauche anwies.

Das Abendessen für die Gäste kam auch bald; Justine lobte die vortreffliche Köchin, und das war Veronika wirklich. Otto speiste dies erste Mal seinen Gästen zu Ehren mit. Nach dem Abendtische kamen auch seine Kinder mit der Mutter in die Kammer herauf; sie

brachten in einem bemalten Glase, das halb mit Wasser gefüllt war, Nelken von verschiedenen Farben und einige andere Blumen, und machten damit den Gästen ihre erste Verehrung. Diese Artigkeit erwiederte Justine dadurch, daß sie jedem Kinde ein niedlich eingebundenes Büchlein mit einem Goldschnitte verehrte; die Freude der Kinder war darüber sehr groß; jedes schaute auch das Büchlein des andern an, und ihnen gefielen besonders die schönen Kupfer. Nun begannen freundliche Gespräche, welche lang in die Nacht hinein währten. Justine mußte dem Otto alles erzählen, was sie vom Kriege gehört hatte. Er bejammerte das Vaterland, welches durch diesen Krieg Vieles litt, und ermahnte seine Kinder, für den König und das Vaterland fleißig zu beten. Endlich aber, da es schon eilf Uhr schlug, sagte er zu den Seinigen: „Nun müssen wir unsere werthen Gäste Ruhe genießen lassen. Und so wollen wir es für heute beschließen. Will's Gott,

wir werden noch vergnügte Tage beisammen verleben."

Als Justine mit ihren Kindern wieder allein war, sprach sie mit großer Rührung: „Der Thau ist für Blumen nicht so erquickend, wie für Leidende die Menschenfreundlichkeit ist, das erfuhren wir an diesem Abende. Wie viele Schönheiten der Natur entzückten uns heute! Aber die Freundlichkeit dieser liebevollen Leute übertrifft alles; sie ist lieblicher, als das Morgenroth, und thut mehr wohl, als die Morgenlüftchen. Wir konnten am heutigen Abende, als wir daher fuhren, unsere Augen kaum daran sättigen, wie schön die untergehende Sonne bei ihrem Abschiede, der nur auf wenige Stunden gelten sollte, mit ihren Strahlen Wolken, Hügel und Wälder vergoldete; aber die Freundlichkeit des Otto, der Veronika und ihrer Kinder vergoldete uns diesen Abend viel schöner. Dafür wollen wir ihnen denn stets dankbar sein, und oftmals für sie Gott bitten, daß

Er durch seine Gnade und seinen Segen ihr Leben gleichsam immer mehr vergolde. Ihr aber, meine Kinder, nehmet euch von diesen Leuten ein Beispiel; seid euer Leben hindurch auch so freundlich gegen die Menschen, und suchet besonders den Leidenden ihr Schicksal zu versüßen."

III.

Justine und ihre Töchter lebten zu Waldwiesen vergnügte Tage. Otto und die Seinigen unterließen nichts, ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen; dagegen thaten auch Justine und ihre Töchter Alles, was der guten Familie nur lieb sein konnte, und halfen der Veronika in mancher häuslichen Arbeit. Insbesondere besserte ihr Justine nach und nach die ganze weiße Wäsche aus, und machte ihr und den Ihrigen mehrere neue Hemden. Ida strickte für sie und ihren Mann und die drei Kinder schöne Strümpfe,

und zwar für Veronika hochrothe, für Otto hellblaue und für die Kinder blüthenweiße. Die größere Tochter, welche Antonia hieß, und sechszehn Jahre alt war, lernte von Ida das Stricken und von der Justine das Schönnähen. Marie, welche ausnehmend gut lesen konnte und bereits eine ziemlich schöne Schrift schrieb, vervollkommnete die Regine, die dreizehn Jahre alt war, und den Heinrich, der nur Ein Jahr älter war, im Lesen und Schreiben. Ida unterrichtete ihn auch im Rechnen; er begriff alles schnell und gut, und bekam in kurzer Zeit eine ziemliche Fertigkeit. Als der Vater seine Rechnung auf dem Papier sah, verwunderte er sich; denn er selbst hatte in seiner Jugend wenig Gelegenheit gehabt, das Rechnen zu lernen, und behalf sich fast nur mit der römischen Fünf und Zehne und einigen andern Zeichen, die sonderbar aussahen; auch war der Kalender sein ganzes Rechnungsbuch für die Haushaltung.

Daß die Kinder so schöne Dinge lernten, gefiel der Veronika wohl; aber das liebste war ihr doch, daß Justine in Abendstunden ihnen überaus Schönes aus den heiligen Büchern des alten Bundes, und noch mehr aus den Evangelien und aus der Geschichte der Apostel erzählte. Die weise Frau wußte ihre Erzählungen so gut zu wählen, und so verständlich zu machen, daß die Kinder die größte Freude daran hatten. Aber vorzüglich lieb waren ihnen die Erzählungen von unserm Gott und Herrn Jesus Christus; wenn Justine mit der ihr eigenen Anmuth erzählte, so war ihnen, als sähen und höreten sie ihn. Auf diese Weise wurde ihr Glaube an Ihn viel lebendiger, und sie fingen an, Ihn noch herzlicher als bisher zu lieben. Vorzüglich bemerkte man dies an der kleinen Regine, die ein außerordentlich liebenswürdiges Kind war; sie betete nun so herzlich, daß sie darin ihre größte Lust fand; immer hatte sie auch sonst ihren geliebten Jesus in Gedanken.

Manchmal entquollen ihren himmelblauen Augen die Zähren, wenn die Frau erzählte, wie Jesus schon als Kind zum Tod verfolgt wurde, wie arm Er uns zu liebe immer war, wie Ihn böse Menschen haßten, weil sie nicht an seine Gottheit glaubten, obschon Er durch so viele Wunder dieselbe augenscheinlich bewies, nnd wie entsetzlich sie Ihn endlich mißhandelten und sogar an das Kreuz schlugen.

Veronika sagte mehr als einmal zu Otto: „Du Vater, es ist für unsere Kinder das größte Glück, daß die Frau mit ihren zwei Töchtern bei uns ist. Sie lernen jetzt so Vieles! Darum lassen wir ihnen gern auch an Werktagen Zeit dazu; der Nutzen bleibt ihnen für das ganze Leben; und daran liegt uns mehr, als an den geringen Arbeiten, die sie uns jetzt thun könnten.“

So lebte man zu Waldwiesen in einer Eintracht und Liebe, als machte man nur Eine Familie aus. Ida und Marie hingen an Veronika, als wären sie ihre Kinder;

und Antonia, Heinrich und Regine hingen an Justine, als wäre sie ihre Mutter. Und dieser hätten die Kinder der Veronika nicht lieber sein können; sie liebte dieselben auch darum, weil sie gar keine Unarten an sich hatten. „Das sehet ihr an den Kindern unsers Hausvaters, sagte sie manchmal zu Ida und Marie, daß nicht eine vornehme, glänzende Erziehung erfordert wird, um in der Jugend vortrefflich gebildet zu werden. Ich sah schon an Kindern vornehmer und überaus reicher Eltern große Unarten und bedeutende Fehler. Die frühe Angewöhnung an Frömmigkeit, an Gehorsam, Arbeitsamkeit, Fleiß in allen Sachen und an Sittsamkeit, — die ist es, worin eine vortreffliche Erziehung besteht. Diese Tugenden machen die ächte Bildung aus, und die sollen auch euch immer werth und lieb bei Gott und guten Menschen machen.“

Justine schrieb die gute Erziehung der Kinder des Otto wohl auch der Beobachtung

des Grundsatzes zu, man müsse Kindern unschuldige Freuden vergönnen und wohl selbst verschaffen. Von diesem Grundsatze ging sie selbst beständig aus, sie wollte aber immer, diese unschuldigen Freuden sollen einfach, nie zu kostspielig und mit keiner Gefahr für die Tugend und den Anstand verbunden sein. Darum hatte sie für Ida und Marie den geschwätzigen Staar gekauft. Dieser Schwätzer that nun aber doppelt gute Dienste, da er auch den Kindern des Otto viele Freude machte. Sein Geplauder gefiel ihnen überaus. Zuweilen sagte Regine zu ihm: „Du redest daher, wie ein Mann ohne Kopf.“ Dann reizte sie ihn mit ihrem Zeigfingerchen, daß er darein pickte; und sie sagte: „Schwätze aber nur, was du weißt; wir hören es gern.“ Mitten in seinem Geplauder brach er oft ab, und sang seine lustigen Liedchen. Auch sein übriges Betragen gefiel den Kindern wohl. Wenn er mit seinem eröffneten Schnabel, wie mit einem Zirkel, alles bemaß, so schauten

sie ihm mit Wohlgefallen zu. Als sie ihm einmal so zuschauten, sagte Heinrich: „Du Staar, du hättest sollen ein Feldmesser werden;" und als der Vogel darauf erwiederte: „Der Staar ein Künstler!" lachten alle Kinder laut zusammen. Flog er einem auf den Kopf, und machte er dann mit seinem Schnabel in den blonden Locken auch seine Bemessungen, so hielt man es sich beinahe für eine Ehre. Wenn er sich im hellgrünen Wassergeschirrchen badete und sich tauchte, daß ihm das Wasser über den Rücken floß, so sahen sie ihm mit Lust zu, und wenn er dabei mit seinen Flügeln so heftig in's Wasser schlug, daß bald dies, bald jenes bespritzt wurde, lachten sie herzlich. Am beßten gefiel er ihnen aber, wenn er bei lieblichem Sonnenscheine sich auf dem Fußboden der Kammer oder auf dem Tische recht bequem hinlegte, um sich zu sonnen: Da waren denn seine schwarzen, an der Brust weiß gesprengelten Federn ungemein schillernd. „Es zeigt sich, rief einmal

Heinrich völlig entzückt auf, am Staar selbst die Goldfarbe fast so schön wie am Goldkäfer." — „Das sähe man sonst, sagte Regine, dem Staar freilich kaum an, daß er so schön sein könnte, wie er an der Sonne ist." — Und da sprach Justine zu den Kindern: „So ist es mit unsern Seelen: Wenn wir andächtig beten, dann ist es, als wenn die Seele sich sonnen würde. Gott ist für die Seele die Sonne; und im andächtigen Gebete wendet sich die Seele zu dieser Sonne hin und ruhet in ihren lieblichen Strahlen: Da bekommt denn die Seele eine unbeschreibliche Schönheit. Darum betet recht oft und andächtig, meine lieben Kinder; sonnet euch an Gott alle Tage, und wohl öfters im Tag."

Die liebevolle Frau nahm auch sonst vom Betragen des Staars öfters Anlaß, den Kindern eine schöne Lehre zu geben. Einmal schauten sie dem Staar zu, als er mit dem Schnabel seine Federn wieder in Ordnung brachte; — da sagte Justine: „Es ist dem

Staar nicht recht, wenn seine Federn in Unordnung sind; darum ist er so geschäftig, sie wieder zu ordnen. Eben so ist einem guten Kinde keine Unordnung recht; es bringt seine Sachen immer wieder fleißig in Ordnung; auch seine Kleider am Leibe kann es nicht in Unordnung haben, und ordnet sich im Aeusserlichen allemal geschwind. Noch viel weniger kann es in seiner Seele eine Unordnung leiden; jede Sünde bereuet es sogleich, und nimmt sich Besserung vor. Bemerkt es in seinem Herzen eine unordentliche Neigung, so gibt es wohl acht, wie es dasselbe wieder in die Ordnung bringen möge."

Manchmal, wenn die Frau und ihre Töchter in der Kammer mit den Kindern des Otto beisammen standen und redeten, so stellte sich der Staar in ihre Mitte, als wenn er bei ihrem Gespräche Antheil nehmen müßte. Da sagte denn einmal Justine: „Dieses theilnehmende und trauliche Wesen ist am Staar zum Theil schön; aber wenn Kinder überall,

wo Leute mit einander etwas zu reden haben, unter sie hinstehen, und wie der Staar jedem Wörtlein aufhorchen, so ist es doch eine Unart; und mich freuet es, daß ich diese Unart an euch nie bemerkt habe."

Eines Tages brachte Heinrich aus der Mühle des Pfarrdorfes Waldheim, das jenseits des Wäldchens gegen Abend hin liegt, für den Staar, dem die Kinder auch alle Freude machen wollten, Mehlwürmer. Als er in Gegenwart der Geschwister, wie auch der Justine und ihrer Töchter dem Staar ein solches Thierchen, das sich ängstlich krümmte, zwischen dem Daumen und Zeigefinger vorhielt, flog er ihm schnell auf die Hand, riß es ihm mit dem Schnabel hastig weg und verschlang es. Vor lauter Gier nach dieser Lieblingsspeise starrten ihm die Federn empor wie einem Stachelschweine die Stacheln; und er schrie und gab nicht Ruhe, bis ihm Heinrich noch einige Mehlwürmer zu verschlingen gab. Den Kindern gefiel dieser Ungestümm des

Staars; aber Justine sprach: „Das ist an euerm Liebling da dennoch nicht schön, daß er so leidenschaftlich und hastig thut. Er kann freilich nicht dafür, weil er keinen Verstand hat; aber an Menschen wäre so etwas schändlich. Darum, meine lieben Kinder, thut nur nie leidenschaftlich und hastig. Mäßiget in allem das Verlangen des Herzens, und seid immer sittsam. Dann hat Gott Wohlgefallen an euch, und die Menschen müssen euch schätzen."

IV.

Obschon Justine mit ihren Töchtern zu Waldwiesen selige Tage genoß, gingen ihr doch die Leiden, welche der Krieg für das Vaterland herbeiführte, tief zu Herzen. An ihrem Nähtische flehte sie in der Stille oft zu Gott, Er wolle den Frieden wieder schenken.

Wie oft war sie in Gedanken auch am Grabe ihres Ferdinand! Und wie oft vergoß sie heimlich Thränen wegen ihres vermißten

Sohnes Eduard! Sie konnte den muntern liebenswürdigen Heinrich nie ansehen, ohne daß sie zu sich selbst sagte: „Ach, so blühte einst in glückseliger Unschuld auch mein Sohn! Er war ein so hoffnungsvoller Knabe, und als Jüngling berechtigte er den Vater und mich bereits zu den schönsten Erwartungen. Und nun ging es so! Und wüßte ich nur, wie es eigentlich mit ihm gegangen sein mag! Doch, himmlischer Vater, dir sei alles anheim gestellet. Mache du es in allem nach deinem heiligsten Willen, und vergib mir meine Mutterthränen." So großmüthig und gottergeben sie auch war, konnte sie diese Thränen doch selbst vor den Kindern des Otto nicht immer zurückhalten. Diese wußten die Ursache der Thränen, und es ging ihnen allemal recht zu Herzen; da beteten sie denn wieder innig und kindlich zu Gott, Er wolle es doch fügen, daß Eduard, wenn er anders noch lebe, wieder in Vorschein komme.

Mittlerweile verbreitete sich das Gerücht vom Waffenstillstande und von der Hoffnung eines baldigen Friedens bis nach Waldwiesen. Darum hatten die Kinder des Otto schon Kummer, Justine möchte mit Ida und Marie bald heimziehen. Denselben Kummer hatten aber auch ihre Eltern. Die ganze Familie ging darum an einem Sonntage Abends zu Justine in die Kammer, um sie zu bitten, den Winter hindurch auf jeden Fall bei ihnen zu bleiben. Otto trug die Bitte vor und sprach: „Gestrenge Frau, ich und mein Weib da bitten Sie herzlich, bis Ostern bei uns zu bleiben, auf daß Sie und Ida und Marie das Gute, welches Sie drei in unserm Hause stiften, vollenden: es wäre das größte Glück für unsere Kinder. In der Kammer hier sollen Sie im Winter warm genug haben, denn an Holz fehlt es uns Gottlob gar nicht. In unsere Pfarrkirche nach Waldheim führe ich Sie drei allemal, wenn es Schnee hat, es ist das Schlittenfahren hinüber lustig; unser

Fuchs fliegt völlig.“ Die Kinder baten mit gefalteten Händen, und Regina bat mit Thränen im Auge. Die gute Frau dankte mit großer Rührung für so viele Liebe, und ob schon sie sich sehr nach dem Grabe ihres Ferdinand und nach der lieben Bernardine sehnte, gab sie doch ihr Jawort.

Das war denn für die Kinder des Otto ein großer Jubel. Und jetzt freute sie der Staar noch mehr; denn sie hätten sich ungern von ihm getrennt.

Allein die Freude am Staar wurde ihnen bald gestört. An einem Herbstmorgen in der vorletzten Woche des Oktobers geschah es, daß ein Fenster der großen Kammer, welches nicht gut geschlossen war, vom Winde aufgestoßen wurde, und der Staar, dessen Käfig zu Nachts offen geblieben, einen Ausflug machte. Als man den Verlust bemerkte, war die Bestürzung der Kinder des Otto nicht klein, und der Marie kostete er einige Thränen. Auch der Ida war der Verlust

nicht gleichgültig. Antonia und Regine sahen im Garten und in der Scheune nach. Heinrich eilte hinaus in's Freie, und guckte auf jeden Baum und in jedes Gesträuch; vor Eifer, den lieben Vogel zu suchen, achtete er es nicht, daß ihm von dem kalten Thaue die Füße froren. Aber der Staar wurde nicht gefunden und der Knabe kehrte trauernd in's Haus zurück. Das Morgenessen wollte ihm und den Geschwistern nicht schmecken, und das Gespräch war darunter einzig vom Staar; sie redeten von allen seinen Eigenschaften und von allem, was er gethan hatte; fast so wetteiferten sie, ihm Lobsprüche zu geben, wie wir wetteifern, den Tugenden eines geliebten Menschen, der so eben gestorben ist, das verdiente Lob zu sprechen.

Den Vogel konnten sie den ganzen Tag nicht aus dem Sinn bringen.

Am Abende des nämlichen Tages kam der regierende Graf Christoph von Immenhausen mit seinem jüngsten Sohne Hugo und

mit einem Hauptmann von der Armee in die Ebene von Waldwiesen zum Schnepfenfang. Es begleiteten sie ein paar Jägerbursche; einer davon, der Karl hieß, trug das Schnepfengarn. Sie gingen dorthin, wo eine Wiese gegen die Abendseite in ein Wäldchen sich tief hineinzieht. Links und rechts ragten Buchen, Birken und andere hohen Bäume gen Himmel empor; an ihren Gipfeln war der Glanz von der Abendsonne bereits erloschen. Zwei hohe Tannen standen am Eingange dieser Waldwiese einander gegenüber; hier zogen nun die zwei Jägerbursche das große Schnepfengarn auf; das thaten sie vermittelst eines Seiles, das von einem Tannenwipfel zum andern ging. Der liebenswürdige Hugo, der ungefähr zwölf Jahre alt war, hatte ein großes Wohlgefallen an diesem langen breiten Netze von grüner Farbe. „Ha, das ist herrlich, sagte er; das Netz schwebt ja wie ein Vorhang von Flor, und der blaue Himmel blickt so lieblich durch.“ Er stellte

sich nun zu Karl hin, der unter der links-stehenden Tanne die Schnur hielt. Karl erklärte ihm, wie es nur nöthig sei, an dieser Schnur zu ziehen, damit das Netz schneller herunterfalle, als man bei Schauspielen im Theater des Schlosses den Vorhang könne fallen lassen. Jetzt schwiegen alle. Hugo schaute sich beinahe die Augen müde, ob denn nicht bald Schnepfen daherfliegen. „Es wird immer dunkler, sagte er endlich ganz leise; bald sehen wir das Netz nimmer.“ Da flogen plötzlich Schnepfen herbei. Sie fuhren mit ihren langen Schnäbeln und Hälsen so heftig in's Netz, daß es zitterte, wie das Gewebe einer Spinne, wenn eine Fliege darein fährt. Karl riß an der Schnur so heftig, daß die zwei Tannenwipfel wankten; im Augenblicke war das Netz gefallen. Hugo hüpfte vor Freude. Er, sein Vater, der Hauptmann und der Jägerbursche fielen über die Gefangenen her mit einem Triumphe, als hätte man die feindliche Armee in die Gewalt bekommen.

Unter den Gefangenen befand sich aber ein Staar, der nicht schüchtern that, obschon er sehr erschrocken war. „Wie kommst denn du daher?“ sagte lächelnd Graf Christoph. Der Staar gab, ohne sich zu besinnen, zur Antwort: „In Gesellschaft!“ Ueber diese treffende Antwort verwunderten sich alle. Der Staar, welcher noch ein und anderes plauderte, war ihnen wichtiger als der ganze gelungene Schnepfenfang. Hugo, der den Staar auf seinen Arm setzte, sagte mit kindlicher Einfalt: „O Vater, diesen Vogel nehmen wir mit nach Haus, auf daß ihn die Mutter auch höre. Was für eine Freude wird erst mein Schwesterchen Adelgunde daran haben!“ Aber der Graf erwiederte: „Mein Kind, das liebe Thierchen hat ohne Zweifel einen Eigenthümer, und kann nur entflogen sein. Vielleicht weinten Kinder des Eigenthümers schon lange wegen des Verlustes. Wir müssen uns also erkundigen, wem der beredsame Vogel gehöre. Vielleicht mag der

Bauer zu Waldwiesen ihn erzogen haben, um ihn für ein schönes Stück Geld zu verkaufen.“ Und sogleich schickte der Graf Christoph den Karl nach dem Bauernhause, damit er frage.

Otto, den Karl vor der Hausthür bei einer Arbeit fand, freute sich über die Nachricht, und wollte aus Ehrerbietigkeit gegen seinen regierenden Grafen selbst hingehen und den Staar abholen: Zuvor sprang er aber in seine Kammer zum Kasten, und kleidete sich in aller Eile halb feiertäglich, anstatt der hölzernen Schuhe zog er seine bessern ledernen Schuhe an, und warf sich einen schwarzen Flor um den Hals, wie solchen zu damaliger Zeit in jenen Gegenden die Mannspersonen anstatt des Halstuches trugen; auch zog er sich einen Rock an. So ging er mit Karl zum Grafen. Wie er zu ihm hintrat, flog ihm der Staar auf die Schulter und wurde viel geschwätziger. Zum großen Befremden des Hauptmanns sagte jetzt der Vogel: „Wie leben Ida und Marie?“ Der Bauer machte mit jenem natür-

lichen Anstand, den die herzliche Ehrerbietigkeit gegen die Obrigkeit von selbst gibt, seine Verbeugung, und sagte auf die Frage des Grafen, ob ihm der Staar gehöre: „Euer hochgräfliche Excellenz, der Vogel ist nicht mein. Er gehört der Wittwe des seligen Ferdinand Ehrenreich, weiland Pflegers zu Fichtenheim. Diese Wittwe, gewiß eine der beßten Frauen, die es auf Gottes Erdboden geben kann, wohnet bei mir auf der Flucht vor den Ueberfällen der feindlichen Soldaten. Sie hat ihre zwei Töchter bei sich, und die sind wie Engel. Sie haben den Staar mitgebracht; aber heute Morgens kam er aus; die jüngere Tochter vergoß darum heute wirklich Thränen und auch meine Kinder trauerten über den Verlust."

Der Graf redete freundlich zu Otto, dann blickte er auf sein Söhnchen, und sprach: „Hugo, habe ich's dir nicht gesagt, daß vielleicht wegen des Staares schon Thränen mögen vergossen worden sein!"

Aber der Hauptmann wurde von ungestümmen Empfindungen beinahe überwältiget. Sein Angesicht erglühte und Freude und Zorn und Wehmuth kämpften in seinem Herzen. Er zitterte fast. „Ach, Herr Graf, sagte er, ich bitte Eure Excellenz, erlauben Sie mir, die Wittwe auf ein paar Augenblicke zu besuchen.“ Der Graf, dem die Gemüthsbewegungen des Hauptmanns auffallend waren, konnte die Ursache nicht errathen, und sagte: „Herr Hauptmann, ich und mein Hugo begleiten sie hin. Die edle Frau wünsche ich zu sehen; tugendhafte Menschen zu sehen, das ist mir allemal lieber, als der glücklichste Schnepfenfang. Und mein Hugo soll sehen, was für eine Freude die Kinder am wiedergefundenen Staar haben.“

Als man nahe zum Haus hinkam, flog der Staar von Otto weg, und durch ein offenes Fenster in die Kammer, in der so eben Justine und ihre Töchter beisammen saßen. „O, der Staar!“ rief Marie laut

auf. Er ließ sich auf den blonden Locken ihres Hauptes nieder, und sagte: „In Gesellschaft, in Gesellschaft!“ — „Ja, Schelm, sprach Marie, du magst in Gesellschaft heute gewesen sein, aber jetzt bist du noch allein gekommen, aber ich will nicht zanken, es ist schön, daß du endlich heimgekehrt bist.“ Er aber wiederholte: „In Gesellschaft, in Gesellschaft!“ Es war, als bestünde er darauf, daß er in einer werthen Gesellschaft komme. „Nun siehst du, Marie, sagte die Mutter, daß dir Gott immer wieder geben kann, was Er dich verlieren läßt. Er ist es, der dir deinen Staar zurückgab; denn ohne den Willen des Schöpfers wäre der Vogel nimmer hieher gekommen.“

Nach einer kleinen Weile trat der Hauptmann mit dem alten und jungen Grafen in die Kammer. Dieser Besuch war ganz überraschend. Bei dem Anblicke des Hauptmanns dachte Justine sogleich: „Ach, so sah mein seliger Ferdinand aus, als er noch in

diesem Alter blühte. Dies große blaue Auge, dieser milde Ernst in dem Gesichte, dieser ganze Ausdruck eines schönen Gemüthes — so war alles bei Ferdinand." — Der Hauptmann redete freundlich zur Frau und fragte sie um ihr Befinden. Sie sagte ihm in Kürze, wie glücklich sie hier lebe, und setzte bei, sie würde so glückselig sein, als eine Wittwe sein kann, wenn sie nur etwas Erfreuliches von ihrem einzigen Sohne erfragen könnte, den sie aber kaum noch unter die Lebenden rechne, weil sie seit fünf Jahren von ihm Nichts habe inne werden können. „Wie heißt denn ihr einziger Sohn?" fragte der Hauptmann. Und sie antwortete: „Er heißt Eduard Ehrenreich. In ihm blühte mir die Freude und die Stütze für unsere Familie, — und ach, wir wissen nun nicht einmal, ob er noch lebet!" Da sprach der Hauptmann: „Einen gewissen Eduard Ehrenreich, der in meinem Alter ist, kenne ich sehr gut; er befindet sich bei unserer Armee im

beßten Wohlsein.“ So willkommen dem Wanderer in dichter Finsterniß der Nacht der aufgehende Vollmond ist, wenn sich bei dessen Ankunft auf einmal die schweren Wolken zertheilen; so erfreuend war jetzt der Justine und ihren Töchtern diese Rede des Hauptmannes. Justine wollte noch ein und anderes von ihrem Sohne fragen; aber der Hauptmann umarmte sie und konnte nur mehr die Worte sagen: „O geliebte Mutter!“ — Sie konnte mehrere Augenblicke vor Wonne und Seligkeit kein Wort sagen; endlich sprach sie in einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt: „O geliebter Sohn! Was für eine Mutterfreude gibt mir Gott in dieser Stunde!“ Es war der Mutter und dem Sohne in den unbeschreiblich seligen Empfindungen, als müßten ihnen die Herzen zerfließen — das Herz des Sohnes in das Herz der Mutter, und das Herz der Mutter in das Herz des Sohnes. Ida und Marie, in deren Augen die innigste Freude glänzte, grüßten den Bruder auch

auf das Zärtlichste; das Herz war ihnen und ihm zu voll; sie konnten anfangs einander nur mit kurzen Worten in etwas ausdrücken, wie selig sie sich bei diesem Wiedersehen fühlten. Der Ida und Marie brach ein Strom der Freudenthränen aus. „O, wie glücklich, sagte Ida, wie unaussprechlich selig ist mir dieser Abend! Er ist der seligste und schönste in meinem Leben. O mein Bruder, wie danke ich Gott für dich!“ — „Wie gut ist unser Gott! sagte Marie; mein Bruder, wenn Er nicht so gut wäre, hätte Er mir heute nicht diese unaussprechliche Freude geschenkt. O mein Bruder, weil ich dich habe, will ich ihn noch mehr lieben.“ Eduard weinte und sprach: „Ja gut ist Gott, meine Schwestern. Wir wollen ihn ewig lieben.“

Graf Christoph wurde von diesem Auftritte überrascht, und um so tiefer gerührt, je mehr er den Retter seines Sohnes liebte. Seine Freude war unbeschreiblich. „Das ist, sagte er, gewiß der merkwürdigste Schnepfen-

fang; es können Jahrhunderte vergehen, bis wieder ein Schnepfenfang von solchem Glücke und von solcher Wichtigkeit vorfällt. Es wird mich die Tage meines Lebens erfreuen, daß ein solcher Schnepfenfang in meiner Herrschaft und sogar in meiner Gegenwart geschah. Es soll diese Begebenheit in die Jahrbücher meiner Familie eingetragen werden. Ihnen aber, Frau Justine, werde ich als der Mutter desjenigen, welchem mein Sohn Max die Rettung des Lebens dankt, jährlich dreihundert Gulden verabfolgen lassen zum Zeichen meines Dankes. So lange Sie aber hier sich etwa noch aufhalten wollen, sind Sie mit den Schwestern Eduards alle Sonntage zu meiner Tafel geladen, ich werde Sie in meinem Wagen abholen und wieder zurück führen lassen."

Eduard und die Seinigen konnten ihren innigsten Dank nicht ausdrücken; es dankten ihre Thränen der Rührung.

Der junge Graf Hugo, der ein gefühl-

volles Herz hatte, wurde von allem, was er da hörte nnd sah, so sehr gerührt, daß er weinte und sagte: „O wenn nur mein Schwesterchen Adelgunde hier wäre! Die könnte dies alles nicht sehen und hören, ohne auch zu weinen."

Endlich sagte nun Eduard zu den Seinigen: „Jetzt begleite ich den Herrn Grafen, unsern großen Wohlthäter, in das Schloß zurück; aber diesen Abend noch werde ich zu Pferd hieher kommen, und meine Schicksale erzählen."

Die Herrschaft, von Allen begleitet, ging eine Strecke weit zu Fuß, dann stiegen die Grafen mit Eduard in eine stattliche Kutsche, an welche vier stolze Rappen angespannt waren. Während die Kutsche hinflog, sprachen sie von Gottes wunderbarer Fügung mit dem Staar. Sieh, mein lieber Hugo, sagte der Graf, wie gut es ist, daß wir den Staar gewissenhaft zurückstellten; hätten wir das nicht gethan, so wäre uns heute nicht die Freude zu Theil geworden, Augenzeugen eines

so seligen Wiedersehens zu werden. Diese unsere Freude war unendlich größer, als alle Freude, die ein Vogel dir machen könnte. So bereitet uns denn die Gewissenhaftigkeit immer die schönsten und reinsten Freuden."

In's Haus zurückgekehrt, redeten Justine, Otto und Alle nur immer von Gottes Vorsehung, und priesen den Herrn, der den Seinigen große Dinge thut. „Wie weise leitet der himmlische Vater, sagte Justine, unter anderm, auch solche Vorfälle, die uns ganz geringfügig zu sein scheinen, und die wir fast nur für ein Ungefähr ansehen möchten! Wahrlich, wie uns kein Haar vom Haupte fällt, ohne daß Gott es so will; so verlieren wir auch nichts, was uns freuet, ohne daß Gott es so füget. Er nimmt uns oft auf eine Zeit kleine Freuden, um uns dafür größere zu geben. Der Staar mußte uns heute entfliegen, damit er uns den Eduard, und einen neuen, großen Wohlthäter in's Haus führte. Morgens weinte Marie einige Thränen

über den Verlust des Vogels, und am Abend weinen wir jetzt vor Freude über das Wiedersehen ihres Bruders. So weiß Gott alles Leid seiner Kinder in Freude zu verwandeln."

V.

Im Wäldchen, das dem Hause gegenüber nach Morgen hin steht, waren zur nämlichen Stunde, als Graf Christoph in sein Schloß zurückkehrte, vier Männer von einem furchtbaren Aussehen, sie glichen Straßenräubern. Die Gottlosigkeit drückte sich in ihrem Gesichte aus. Sie hatten Pistolen und Stillete bei sich. Ihr Gespräch war noch entsetzlicher, als ihr Aussehen. Denn sie redeten mit einander, wie schlau sie es angehen wollten, um gegen die Stunde der Mitternacht Justine und ihre Tochter zu überfallen, zu verwunden, und im Falle, daß es ihnen nöthig zu sein schiene, wohl gar zu tödten. „Etwas zu plündern gibt es vielleicht bei dieser vor-

nehmen Frau allenfalls auch," sagte der Aelteste von ihnen.

Sehnsuchtsvoll harrten die Mutter und die Schwestern auf die Zurückkunft des Eduard. Er kam, so bald er konnte, zu Pferde, ohne alle Waffe und von seinem Bedienten begleitet. Der Bediente, den er sogleich wieder zurückreiten ließ, hatte ein paar Flaschen guten Wein und ziemlich viel Konfekt mitgebracht. Eduard wollte, alle im Hause sollen zusammenkommen. Man schloß die Thüren, und schob auf sein Verlangen in der Kammer die Fensterläden zu. Alle saßen nun am Tische beisammen. Auf dem runden Tische, den Ida mit einem blüthenweißen Tuche bedeckt hatte, und auf dem zwei Kerzenlichter standen, war Wein in reinlichen Gläschen und Konfekt auf zinnernen Tellern, die wie Silber glänzten. Alle sollten vom Weine trinken und vom Konfekte genießen. Die Töchter der Justine und die Kinder des Otto kosteten den Wein nur mit den Lippen, um Bescheid zu thun;

desto besser ließen sie sich das Konfekt gefallen. Regine hatte an der Goldfarbe des Weines in den Gläschen eine besondere Freude, und das fromme Kind dachte bei sich selbst: „Mein Gott, wäre doch mein Herz vor deinem Auge so schön!“

Man führte Gespräche, die angenehmer waren als Wein und Konfekt. Ueber eine Weile fing der Hund, welcher auch in der Kammer war, zu bellen an. Man konnte ihn nimmer beschwichtigen. Endlich sagte Eduard zu Heinrich: „Führe den Hund hinab in den Keller und schließ zu, damit er uns im Gespräche nicht störe.“ Heinrich vollzog flugs den Auftrag, und dann hüpfte er über die Stiegenstaffeln wieder herauf und eilte in die Kammer zurück. „Aber wenn der Gibacht im Keller nur nicht über die Milch kommt!“ sagte Ida. „Es ist keine Gefahr, erwiederte Veronika; höchstens kommt er über die Milchschüssel in der untersten Stelle; und die wollen wir ihm vergönnen, damit auch er einen guten

Abend habe, da wir einen so glückseligen genießen."

„Nun aber, mein Sohn, sprach Justine, erzähle uns deine Schicksale in einem ordentlichen Zusammenhange. Wir alle sind so begierig, das Ganze zu hören." — Eduard begann zu erzählen und sprach:

„Als ich vor sechs Jahren nach vollendeten Studien der Rechtsgelehrtheit eine Reise in die große Welt antreten wollte, um mir allerlei Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, und der Vater mir die Erlaubniß gab, kniete ich, ehe ich aus dem väterlichen Hause ging, vor ihm nieder, und bat ihn um seinen Segen. In einem Tone, der mein ganzes Herz bewegte und mir schwere Ahnungen des väterlichen Herzens verrieth, sprach er, mich segnend: „Heiliger Gott, du bist der wahre Vater dieses deines Kindes; sei du mit ihm! Führe du ihn! Bewahre ihn durch deine Gnade in seiner Unschuld, und laß ihm auch kein Unglück widerfahren, das ihm nicht zum

ewigen Heile wäre. Sollte er mein Angesicht nimmer sehen, so führe uns einst jenseits zusammen, auf daß wir dort mit einander dein Angesicht ewig anschauen." So sprach er und blickte gen Himmel. Diese Worte blieben mir aber unvergeßlich; oft war mir, als höre ich sie noch. — Auch Sie, meine geliebte Frau Mutter, segneten mich; aber vor Weinen konnten Sie nur diese wenigen Worte sagen: „Eduard, bleib Gott getreu; dann wird Er dich gewiß nicht verlassen." O Frau Mutter, diese wenigen Worte von Ihnen stärkten mich in manchen schweren Stunden, die hernach über mich kamen. Meine Reise war anfangs glücklich. Ich sah in Städten, die ich durchreiste, Kunststücke aller Arten, und herrliche Sammlungen von Dingen, welche die Natur erzeugt, oder welche, um eigentlicher zu reden, von Gottes Schöpferhand gemacht sind, und alle Kunststücke von Menschenhänden übertreffen. Die ausgestopften Thiere sah ich besonders gern; Heinrich, da hättest

du allerlei Vögel sehen können; sie waren wie lebendig, und weil sie nimmer davonfliegen konnten, war es gegönnt, das Auge daran zu sättigen. Da hättest du gesehen den Strauß, den größten aller Vögel, und den Kolibri, den allerkleinsten Vogel, der aber mit dem Golde seiner Federn wunderschön glänzet. Von den Perlen und Edelsteinen aller Arten, die ich sah, will ich gar nichts erzählen. Aber viele schöne Sitten und Gebräuche und ausgezeichnete Tugenden zogen mein Auge mehr an, als Perleu und Edelsteine."

„Das muß ich euch doch insbesondere erwähnen, was für große Sammluugen von Büchern ich gesehen habe. Man heißt solche Sammlungen Bibliotheken. Manche Bibliothek ist mehr als zwei Mal so groß, wie dies Haus. In einer Bibliothek sah ich fünfmal hunderttausend Bände."

Da riß Heinrich die Augen auf. — „Es werden, sagte er, wohl auch recht große Rechnungsbücher darunter sein." — „Und

erst schöne Gebetbücher, sagte Regine. Da werden die Leute wohl auch daraus beten." Eduard lächelte ob dieser Rede der Regine und sprach: „Mein liebes Kind, ich sah in keiner Bibliothek jemanden aus einem Buche beten; da thut man nichts als studiren, um recht gelehrt zu werden." — „Aber da muß es gelehrte Leute geben!" sagte Ida. — „O, meine geliebte Schwester, antwortete Eduard, wer fromm ist und im Buche der Natur, in dem alle lesen können, fleißig liest, vor allem aber die Wahrheiten unserer christlichen Religion mit einem gottseligen Gemüthe betrachtet, der ist weiser und im Grunde gelehrter, als so mancher sein mag, der Tage hindurch in einer großen Bibliothek vor einem Buche sitzt, mit dem man fast diesen Tisch bedecken könnte. In allen Bibliotheken habe ich endlich doch nichts Besseres gesehen, als die Evangelien sind, die auch ihr habet." —

Nun fuhr Eduard in seiner Erzählung weiter fort und sprach:

„Endlich wagte ich auch eine größere Seereise, weil mein Vater und Sie, Frau Mutter, es mir in der Antwort auf meinen Brief erlaubten. Bei der glücklichen Schiffahrt, als uns bald das feste Land gänzlich verschwand und das Meer und der Himmel um und um in einander zu fließen schien, war mir, als fliege ich durch die Welt. Wir flogen an mancher Insel beinahe so schnell vorüber, als hier Raben und Staaren an Wäldchen vorüberfliegen. Aber eines Tages überfiel uns plötzlich ein Schiff voll von Seeräubern. So sehr wir uns auch wehrten, erlagen wir endlich doch und wurden ihnen zur Beute. Sie fuhren mit uns nach einer Insel zu, an der wegen der schroffen Felsen, welche in die Bläue des Himmels emporragen, schwer zu landen war. Kaum betraten wir die Insel, so sahen wir schon da und dort Knochen, Schädel und andere abgenagte Ueberbleibsel von Menschen. „Ach Gott im Himmel, seufzte ich bei mir selbst, sei du mein Retter.

Jetzt bin ich gar auf einer Insel, die von Menschenfressern bewohnt wird. — Durch einen schmalen Fußweg führten uns die furchtbaren Unmenschen zu einer Art von Gezelt, das aus Schilf geflochten war; es stand auf einer kleinen Anhöhe unter schattenden Bäumen. Die Wilden erhoben ein Triumphgeschrei; da trat ein schrecklicher Mensch aus dem Gezelte hervor; er spielte den König dieser Insel. Er war von Menschenblut befleckt, seine Augen rollten in wilder Gier, und er bleckte uns die Zähne. Uns war, wie es einem unglücklichen Wanderer in einer Wildniß ist, wenn plötzlich eine grimmige Löwin aus ihrer Höhle auf ihn herspringt. Einen Knaben, der sich unter uns Gefangenen befand, ergriff er an der Stelle, biß ihm die Gurgel auf und sättigte sich an seinem Blute."

Bei dieser Erzählung erblaßten Ida und Marie und die Kinder des Otto. „Ach, ist es möglich, sagte Regine, daß es so grau-

same Menschen gibt?!" — „Meine lieben Kinder, antwortete Eduard, bei Menschen, die nicht ein bürgerliches Band, eine ordentliche Regierung und die göttliche Religion beglücket, ist alles Unmenschliche und Entsetzliche möglich. Wir können Gott nicht genug danken, daß wir mit der Religion Jesu Christi beglückt sind, und unsern König haben, der uns durch seine Beamten regiert. Darum sollen wir der geistlichen und der weltlichen Obrigkeit in allem willig und sogar freudig gehorsamen, und Gott bitten, daß Er sie leite und segne."

Eduard erzählte nun weiter:

„Man band uns an Händen und Füßen, jedoch ziemlich locker, und brachte uns in ein Gestein, wo uns ein paar Unmenschen mit starken Knütteln bewachten. Sie warfen uns, als wären wir wilde Thiere, von Zeit zu Zeit rohes Fleisch von Wild, oder auch Stücke von rohen Fischen vor, und goßen für uns Wasser in einen hölzernen Trog.

Nur zuweilen warfen sie uns Getraide, Gemüse oder etwas von herbem Obste hin. Aber fast täglich holte man einen von uns zum Auffressen ab. Endlich als unser nur mehr drei waren, kam eines Tages ihr König von seinem kleinen garstigen und mit Blut besudelten Hofstaate begleitet, zu uns her. Wir merkten wohl, daß sie über uns Rath hielten. Zwei bestimmten sie zum Auffressen. Ueber mich aber, so viel ich abnehmen konnte, waren sie uneinig. Zitternd flehte ich in meinem Herzen zu Gott. Es gefiel ihnen mein hoher, schlanker Wuchs; und, wie ich später erfuhr, entschied der König durch einen Machtspruch, ich müsse ihnen als Soldat zum Raube und Menschenfang dienen. Sogleich banden sie mich los, und von nun an durfte ich frei mit den Bewohnern der Insel umgehen. Was für eine traurige Freiheit war dies! Bald erlernte ich aber etwas von ihrer barbarischen Sprache, und darum gewannen sie mich immer mehr lieb. In ihrer

Zuneigung luden sie mich oft zum Fraße des Menschenfleisches ein; da ich aber mich mit meinem natürlichen Ekel entschuldigte, gaben sie sich denn wieder zufrieden. Nur verwunderten sie sich, daß ich meistens mich mit herbem Obste und einigen Speisen, die sie von Hülsenfrüchten und Kräutern oder ungemahlenem Getraide sehr schlecht bereiteten, begnügen konnte, und nur zuweilen mir selbst ein Thierfleisch oder Fische, die ich aber in meinem Leben nie gern aß, am Feuer briet und sott. Meine neue Lebensart war mir aber nützlich, denn sie härtete mich ab; auch hierin sehe ich einen Zug der göttlichen Vorsehung, die mich auf diese Weise zu den Mühseligkeiten des Kriegsdienstes vorbereiten wollte."

„Mein Gemüth mußte indessen in meiner Lage viel mehr leiden. Alle meine Freuden waren nun dahin, und nur eine Freude blieb mir übrig, die Freude an Gott und an der Erfüllung seines heiligsten Willens. Die Leiden lehrten mich beten und allen Trost in

Gott suchen. Wenn ich auf einige Augenblicke allein war, kniete ich nieder, blickte mit weinenden Augen zum Himmel und flehte zu Gott: Er wolle den Segen des Vaters und der Mutter an mir wirken lassen. Da wurde mir denn allemal wieder leichter im Herzen. So war ich auf der Insel über zwei Jahre bei den wildesten Menschen in einer recht guten Schule der Gottseligkeit. Ich sagte oft zu mir selbst: „Große Leiden sind eine vortreffliche Bibliothek, das Allerbeßte zu lernen.“ Gott verließ mich auch nicht, Er stärkte mich, daß ich bei allen bösen Beispielen und Anreizungen dieser schaamlosen Menschen in der Unschuld verblieb. Nach manchem Tugendsiege dachte ich mir: „So erfüllet Gott an mir jenes Wort, das mein Vater sprach, als er mich segnete, indem er zu Gott flehte: „Bewahre ihn durch deine Gnade in seiner Unschuld; laß ihm auch kein Unglück widerfahren, das ihm nicht zum ewigen Heile wäre!“

„Unter meinen Leiden war eins der größten wohl dies, daß ich den Wilden in ihrer Seeräuberei und in dem Menschenfange helfen mußte. Jedoch wußte ich es allemal so anzugehen, daß ich eigentlich nichts Entscheidendes beitrug, so geschäftig ich mich auch anstellte. Oft war es mir möglich, das Schicksal der Gefangenen in etwas zu mildern; einigen rettete ich das Leben, da ich den Wilden rieth, sie möchten sie zu Feldarbeiten verwenden, damit die Insel mehr urbar gemacht würde. Das war denn für mein Herz ein wahrer Trost."

„Was für ein Leiden war aber für mein Herz dies, daß ich, nun von meinen Eltern und Geschwistern so ganz — und vielleicht auf immer — getrennt, vergebens nach ihnen seufzte! Ach Gott, sagte ich oft, wie gern opferte ich zehn Jahre meines Lebens für eine einzige Stunde, in der ich die Meinigen sehen könnte! Was für ein Trost wäre es mir, wenn ich ihnen wenigstens schreiben könnte. Dann

weinte ich, wie ein Kind, welches Waise ist; und ich las wieder den Brief, den mir der Vater vor meiner Seereise geschrieben hatte. Diesen trug ich immer bei mir. Er war mein liebstes Kleinod und mein einziges."

„Eines Tages fuhren wir mit unserm Raubschiffe wieder aus. Wir stießen auf ein englisches Schiff; meine Wilden hofften zu siegen und griffen an; allein, sie unterlagen, und fielen sammt dem Schiffe in die Hände der Obsieger. Sie wurden sogleich in Fesseln geschlagen; mich aber erklärte der Anführer, dem ich in französischer Sprache mein Schicksal erzählte, als frei, und behandelte mich mit ausnehmender Liebe. Da fühlte ich nun nach langen Leiden wieder, wie selig es ist, unter wahren Menschen zu sein. Auf dem Schiffe fand ich aber zu meinem größten Vergnügen einen jungen Offizier unsers Königes; er hatte die Friedenszeit, die damals unser Vaterland genoß, zu einer Lustreise benützt, gedachte aber, bald wieder heim zu kehren,

weil der Anführer der Schiffleute ihm gesagt hatte, er habe eine Nachricht erhalten, unserm Vaterlande stehe neuerdings ein Krieg bevor. Dem jungen Offizier schilderte ich mein überstandenes Elend sehr umständlich, und ich fand in ihm ein gefühlvolles, theilnehmendes Herz. Wir gewannen uns bald ungemein lieb. Er beredete mich, mit ihm, so bald wir gelandet hätten, die Reise nach unserer Residenzstadt anzutreten. Dies geschah wirklich, und er, ein reicher Freiher, bestritt auch für mich großmüthig die Reisekosten. Als wir in der Residenzstadt unsers Königs ankamen, sprach man allgemein von dem bevorstehenden Kriege, und nach wenigen Tagen erfolgte die öffentliche Kriegserklärung. Mein neuer Freund, der edelmüthige Offizier, drang nun sehr in mich, daß ich meine Kräfte und Bildung dem Vaterlande in Kriegsdiensten widmen möchte; und er versprach mir, es zu bewirken, daß ich eine Offizierstelle erhalte. Ich entschloß mich aus Liebe zum Vaterlande

und zum König, bereit, selbst mein Leben zum Opfer zu bringen. Die Offizierstelle bekam ich wirklich sehr bald, nachdem ich als gemeiner Soldat eingestanden war. Es boten sich in dem schweren Kriege Anlässe genug dar, mich durch Tapferkeit auszuzeichnen. Ein paar kleinere Treffen wurden vorzüglich durch den Muth meiner Soldaten, die mein Wort und Beispiel entflammte, gewonnen; und die Verhältnisse der Armee gaben diesen zwei Siegen eine ziemlich große Wichtigkeit für das Ganze. Dafür sei Gott die Ehre und mein Dank! Nun wurde ich befördert, und endlich vor vier Monaten ward ich Hauptmann."

„Dies ist nun ein kleiner Umriß vom Gemälde meiner Schicksale. Ich sehe in ihnen lauter Schickungen Gottes. Er führet uns oft auf Wegen, an die wir nie gedacht hätten; — wenn Er uns nur zu Sich führet, dann gilt uns alles gleich. An mir aber erfüllte Er das Wort, welches Sie, geliebte

Frau Mutter, bei dem letzten Segen zu mir sprachen: „Eduard, bleib Gott getreu, dann wird Er dich gewiß nicht verlassen.“

Jetzt war eine feierliche Stille in der Kammer, und Alle beteten im Herzen die unendlich weise Vorsehung Gottes an. Nach einer Weile sagte die nun mehr glückliche Mutter: „Aber um des Himmels willen, wie kam es doch, mein lieber Sohn, daß ich nach deiner Befreiung von den Menschenfressern keinen Brief von dir erhielt?“ — „Dies ist mir, antwortete Eduard, wahrhaft ein Räthsel. Kaum war ich mit jenem Offizier in der Residenzstadt angekommen, und entschloß mich zu Kriegsdiensten, schrieb ich ungesäumt an meinen Vater, und erzählte in meinem Briefe, was mir wiederfahren war; auch bat ich um Genehmigung meines Vorhabens. Da ich keine Antwort erhielt, schrieb ich bald wieder. Daß noch keine Antwort erfolgte, ach, wie erfüllte das mich mit Kummer! Ueber eine kurze Zeit schrieb ich den

dritten Brief an meinen Vater; da bekam ich endlich eine Antwort, die mich gänzlich bestürzte. Es hieß in dieser Antwort, mein Vater und meine Mutter seien in kurzer Zeit nach einander gestorben, die kleine Marie sei ihnen schon in die Ewigkeit nachgefolget; von Ida könne man dermalen nichts erfragen; sie sei aber frühzeitig sehr unsittlich geworden, und habe sich aus der Gegend entfernet. In dem Briefe hieß es auch, durch Unfälle sei die Familie um all ihr Vermögen gekommen, das ohnehin seit dem Aufwande auf meine Ausbildung und Reisen nimmer habe sehr bedeutend sein können. Wie viele Thränen vergoß ich nun! Am tiefsten verwundete mein Herz, was mir in Betreff der Ida geschrieben worden. Ich seufzte nun beständig zu Gott, Er wolle sie doch wieder auf den Weg des Heiles führen. Alle Mühseligkeiten der Kriegsdienste waren nichts gegen die Leiden des Gemüthes, welche mir dies Schreiben verursachte. Selbst das Elend auf jener Insel

der Menschenfresser schien mir jetzt ein kleineres Leiden gewesen zu sein. Ach, wer mochte doch so boshaft sein, und mir ein solches Gewebe von Lügen schreiben? Der Betrug ist um so schändlicher, da in der Unterschrift selbst der Name und Titel des königlichen Pflegers von Fichtenheim so verwegen mißbraucht wurde, obschon das Schreiben eben nicht von Amtswegen lautete."

Justine, welche leicht errieth, wer diesen Betrug gespielt habe, sagte mit einer anmuthvollen Sanftmuth und Ruhe: „Wer auch immer dieser feindselige Betrüger sein mag, wir wollen ihm von Herzen verzeihen. Er that zwar dir und uns weh, da er uns von einander nichts wissen ließ, und uns so viele Thränen verursachte: aber flehen wir zu Gott, daß Er ihn zu Thränen der Reue und der Bußfertigkeit erweiche, damit auch er ein Sohn Abrahams werde."

„Wie kam es denn aber, fragte jetzt Ida den Bruder, daß du in diesen Tagen den

Grafen von Immenhausen besuchtest? Das ist ja wieder ein besonderer Zug der göttlichen Vorsehung, zumal, da er von nun an unser so großer Wohlthäter ist. Und wie wurdest du der Retter seines Sohnes?"

„Das kam so, antwortete Eduard: Der junge Graf Max von Immenhausen war bei der Armee mein Oberst, und ist es noch. In einem Treffen führte ihn unlängst sein feuriger Heldenmuth in offenbare Gefahr übermannet zu werden; wie ich das bemerkte, eilte ich mit einigen meiner Tapfersten herbei, und zerstreute in wenigen Augenblicken die Krieger, die über ihn herfielen. Allein, er hatte da bereits von einem Schusse schon eine schwere Wunde erhalten. Er wurde geheilt, aber schlimme Folgen des Wundfiebers bestimmten den Arzt, daß er ihm rieth, er möchte sich nach dem väterlichen Schlosse begeben, um dort sich besser zu erholen. Und Graf Max folgte diesem Rathe. Da nun aber bald Waffenstillstand erfolgte, bat ich

meinen General um Erlaubniß, den Oberst auf ein paar Tage zu besuchen. Auf der Reise nach Immenhausen, das von meinem dermaligen Standquartiere nur vierzig Stunden entfernt ist, kam ich zwar in die Nähe von Fichtenheim; aber ich konnte mich nicht entschließen, mich dahin zu begeben. Wie verschwinden einem alle Reize der Heimath, wenn man dort die Seinigen nimmer erblicken kann! Und die mir vorgelogene Schande der Ida schreckte mich vollends ab, mich in Fichtenheim auch nur sehen zu lassen. Von einer Anhöhe, über die mich die Straße führte, sah ich auf Fichtenheim hin, und weinte."

„So hätten wir uns denn, sagte Justine, mit einem Blicke gen Himmel, wohl höchst wahrscheinlich gar nimmer gesehen, wenn uns heute nicht der Staar entflogen wäre. Mein Gott, durch welch eine Kleinigkeit erwiesest du uns heute so große Wohlthaten!"

„Und eben so wandte Gott, sagte Eduard, durch den Staar heute von Ihnen, geliebte

Mutter, und von meinen Schwestern ein großes Unglück ab. Höret es alle, und preiset den Herrn. Kaum war ich mit dem regierenden Grafen von unserm Schnepfenfange in das Schloß zurückgekehrt, so kam ein Mann zu ihm, vom Schweiß überronnen, und sein braunrothes Angesicht glühte. Stehend vor dem Grafen athmete er noch ein paarmal schwer auf, und wischte sich mit flacher Hand den Schweiß weg von der Stirn; dann fing er an zu reden und sprach: „Als Eure hochgräfliche Excellenz heute auf dem Schnepfenfange waren, hatte ich am Ende eines Wäldchens, das dem Hause zu Waldwiesen gegenüber auf der Morgenseite steht, eine Holzarbeit. Ich hatte schon meine Axt auf die Schulter genommen und wollte heim in das Dörflein jenseits des Wäldchens, wo ich seit acht Tagen bei einem Bauer Knecht bin. Da erblickte ich auf einmal, wie Sie, der junge Herr Graf, und ein fremder Herr mit dem Bauer in sein Haus gingen. Mich stach

der Vorwitz und ich sah gern zu. Auch so aus Vorwitz wartete ich, sitzend auf einem ungefällten Stamme, bis Sie wieder aus dem Hause kommen. Es wollte mir fast zu lange dauern, aber ich blieb doch, und strich meine Butter, die ich im kleinen Napfe übrig hatte, auf ein Stück schwarzes Brod, und aß, weil mich ein wenig hungerte. So aber verspätete ich mich, und ging dann darum nicht durch den Fahrweg, auf dem ich sonst heim gegangen wäre, sondern eilte auf einem sehr schmalen Fußwege zurück. Da erblickte ich mitten im Wege vier Männer, die ich beim ersten Anblicke für Straßenräuber hielt. Geld hätten sie mir zwar keines nehmen können, weil ich keinen Heller bei mir habe; aber ich erschrack dennoch gewaltig vor ihnen, und da ich glaubte, sie hätten mich noch nicht erblickt, so schlich ich in ein nahes Dickicht, und wollte mich da verborgen halten, bis sie vorübergegangen wären. Mir klopfte aber vor Angst das Herz. Glücklicher

Weise hatte mich keiner erblickt. Sie gingen am Dickicht vorüber, redeten aber mit einander etwas Erschreckliches. So viel ich verstand, redeten sie von einer vornehmen Frau, die sie, glaub' ich, Justine nannten, und von ihren Töchtern; und die, sagten sie, wollen sie heute um Mitternacht überfallen, verwunden oder gar umbringen. Mir starrten die Haare vor Entsetzen. Sobald ich durfte, ging ich aus dem Dickicht hervor, und eilte so leise, als ich konnte, durch das Wäldchen. Dann sprang ich hieher, um es Eurer hochgräflichen Excellenz anzuzeigen, was für Leute in der Waldung dort stecken. Eure hochgräfliche Excellenz müssen es mir aber verzeihen, daß ich gleich Ihnen Selbst diese Anzeige mache; denn ich käme gar zu spät nach Haus, wenn ich dem Oberamtmann zu Eichenau diese Anzeige machen würde, obschon es nur eine Viertelstunde hinauf ist."

„Ach Himmel, rief Justine aus, so hätten wir denn an diesem seligen Abende noch so

unglücklich, und vielleicht gar des Todes werden müssen; ja du selbst, mein Sohn, würdest dies erschreckliche Schicksal mit uns getheilt haben. — Großer Gott, dir sei unendlicher Dank gesagt für deine rettende Vorsehung!"

„Aber lieber Bruder, sagte Marie, sind wir wohl sicher vor diesen schrecklichen Menschen?"

„O ja, ganz sicher, antwortete Eduard. Der Graf schickte sogleich nach Eichenau zum Oberamtmann, mit dem Auftrage, er solle einen Streifzug nach der Waldung, besonders nach jenem Wäldchen hin anordnen." In Immenhausen selbst geschah auch sogleich ein Aufgebot. Noch waren nicht drei Viertelstunden verflossen, war schon eine Menge Menschen gerüstet, wider die vier Bösewichte zu Felde zu ziehen; als ihr Befehlshaber stand an der Spitze der Gerichtsdiener, ein wackerer Mann mit einem großen Schnurrbarte. Der Graf mit seiner Familie und ich

an der Seite des Grafen Max sahen aus den hohen Schloßfenstern herab im Mondscheine die kleine Armee. Einige hatten Heugabeln; einige trugen Aexte auf den Schultern; mancher hatte einen Såbel; wieder andere waren denn auch mit Bůchsen zum Schießen versehen. Jetzt stieg der Befehlshaber auf eine steinerne Hausstiege — und gab Befehle. Ohne Zweifel ordnete er alles so an, daß die Bösewichte nicht sollen je noch entwischen können, und daß man auf sie lauere, bis sie gegen Mitternacht aus dem Wåldchen hervorkommen. Auf meine Bitte lies ihm der Graf sagen, er solle Niemanden in das Haus zu Waldwiesen lassen, und dem Bauer nichts davon zu wissen thun, bis die Bösewichte gefangen wåren. Um dies bat ich den Grafen, damit wir ungestört diesen Abend genießen könnten. Nun ritt ich schnell mit meinem Bedienten hieher. Wåhrend wir in dieser Kammer selige Stunden genoßen, bewachte man dies Haus in aller Stille.

Aber der Gibacht bemerkte die Wächter dennoch; darum hat er so gebellt."

Diese Erzählung von dem Streifzuge gefiel besonders dem muntern Heinrich. „Ei, sagte er, wenn ich nur auch dabei wäre!"

Sie redeten nun noch verschiedenes. Unter anderem erzählte Justine umständlich von Ferdinands letzter Krankheit, von seiner Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen, und von seiner Sehnsucht, durch den Tod zur Anschauung Gottes zu gelangen. Besonders rührend erzählte sie, wie er, dem Hinscheiden ganz nahe, seine Hände gefaltet und mit einem innigen starren Blicke gen Himmel, noch mit diesen Worten zu Gott gebetet habe: „Himmlischer Vater, sei der Vater meiner Kinder. Ich scheide von ihnen; du aber, der Allgegenwärtige, bleibst bei jedem. Du bist auch bei Eduard, wo er denn immer sei, und wohin auch immer er kommen mag. Erhalte sie alle in der Unschuld, bewahre sie vor aller Todsünde, und

gib ihnen eine so kindliche Liebe zu dir, daß sie auch die läßlichen Sünden zu vermeiden suchen. Den Eduard laß zu seiner Zeit, wenn es so sein göttlicher Wille ist, viel wirken zum Wohl seiner Mitmenschen, und erhalt ihn dabei in Demuth und Frömmigkeit."

Bei dieser Erzählung der Mutter füllten sich die Augen des Helden mit Thränen.

Als es endlich beinahe halb zwölf Uhr war, sagte er: „Jetzt werden die mörderischen Menschen bald ins Netz gehen, wie heute der Staar uns in das Netz flog; aber sie werden keine so gute Aufnahme finden wie er." — Kaum hatte er dieses gesagt, so pochte man mit einem Triumphgeschrei an die Hausthür. „Wir haben sie schon!" so riefen viele Stimmen. Alle im Hause gingen zur Thür hinunter; und dankten den Leuten, besonders dem Gerichtsdiener für die Rettung. Der Gerichtsdiener erzählte, wie sie diese vier Missethäter zu Gefangenen gemacht haben. „Sechs Männer, sagte er, standen hier beim

Hause, und warteten auf diese Ungeheuer von Bosheit. Längs dem Ende des Wäldchens, in dem sie heute Abends bemerkt worden sind, standen Männer mit Büchsen und Säbeln und paßten. Uebrigens war die Waldung von allen Seiten mit Wachen umgeben. Vor einigen Minuten gingen die vier Unmenschen wie wilde Raubthiere aus dem Wäldchen hervor nach dem Hause her. Da wurden sie nun schnell überfallen, entwaffnet, gebunden. Hier sind in den Händen dieser meiner Leute ihre Pistolen und Stilette." Eduard legte dem Gerichtsdiener seine Rechte freundlich auf die linke Schulter, und sagte lächelnd: „Ihr habt es gemacht, wie ich mirs dachte; Ihr seid ein guter Anführer, und würdet zu einem Generale taugen." Und diese Rede that ihm wohl und gefiel den tapfern Leuten. Nun wurde mit drei Schüssen, zwischen denen ein Jauchzen sich verbreitete, das verabredete Zeichen gegeben, die Bösewichte seien gefangen: Jetzt kamen

von allen Seiten der Waldung her die rüstigen Schaaren zu dem Hause zusammen. Der Jubel war groß; alle drängten sich herbei, die vier Gefangenen zu sehen, die gegen den Mond hinstehen mußten, damit jeder sie in die Augen fassen konnte. Nun endlich führte man sie im Triumphe nach Eichenau.

Die Kinder des Otto sahen dem Zuge noch lange nach. Endlich aber kamen sie mit dem Gibacht, den Heinrich aus dem Keller holte, auch in die Kammer herauf, wo wieder alle beisammen waren. Nach halb ein Uhr nahm aber Eduard Abschied, weil er noch am Morgen dieses Tages wieder in sein Standquartier zurückreisen mußte. Die Zärtlichkeit des Abschiedes war unbeschreiblich. Die Wehmuth, die sich in denselben mischte, wurde aber durch die Hoffnung des Friedens gemildert, noch mehr wurden Justine und ihre Töchter durch Eduards Verheissungen, sie von Zeit zu Zeit wieder zu besuchen, beruhiget. Der edle Sohn versprach auch, die Erspar-

nisse von seinem Solde ihnen immer getreu zufließen zu lassen, auf daß es die Mutter sehr gut haben sollte.

Dem Otto und der Veronika dankte er für alle ihre Liebe gegen die Seinigen auf das Herzlichste. Sie aber wollten sich durchaus nicht danken lassen, und sagten, sie selbst haben der Justine und seinen Schwestern zu danken.

Dem nun fortreitenden Eduard sahen vor der Hausthüre alle noch lange nach, bis sie ihn nimmer sehen konnten. „Was muß erst in dem Himmel, sagte endlich Justine, für ein seliger ewiger Tag sein, da uns diese Nacht schon so selig war!“ Sie und ihre Töchter gingen heute nicht mehr zu Bette, sondern dankten Gott im Gebete, bis die Gipfel der Bäume in den Wäldern im reinsten Morgengolde glühten, und der Staar in der Kammer mit verjüngter Munterkeit aufrief: „In Gesellschaft, in Gesellschaft!“

VI.

Bei den gerichtlichen Untersuchungen, welche zu Eichenau mit den vier Eingefangenen angestellt wurden, ergab sich, daß der reiche Berard Grimm von Fichtenheim sie mit schwerem Gelde gedungen hatte, an Justine und ihren Töchtern die entsetzliche That zu verüben. Er hatte ihnen, wie sie sagten, ausdrücklich aufgetragen, sie sollen sie sogar tödten, wenn sie etwa wegen ihrer Unternehmung in eine Verlegenheit kämen. Die vier Männer waren aus einem Dorfe in der Gegend von Fichtenheim. Schon vor einigen Jahren hatten zwei von ihnen, die verheurathet waren, ihr Gütchen verschwendet, und ihre Habe wurde vergantet; zwei aber waren liederliche Taglöhner gewesen, die man wegen ihrer Faulheit nirgends mehr zu einer Arbeit bestellen wollte. Alle vier hatten schon lange fast gar keine Religion mehr, und ihre ganze Freude war Spielen und Völlerei. Auch waren sie Wildschützen, und nichts weniger

als rein von verschiedenen Diebereien. So machte sie denn ihr lasterhaftes Leben und ihre immer zunehmende Gottlosigkeit zu allem Bösen fähig.

Der gräfliche Oberamtmann von Eichenau setzte das königliche Pflegamt zu Fichtenheim unverzüglich in Kenntniß von der Sache. Der Pfleger war sehr geneigt, die boshafte Anstiftung des Berard Grimm zum voraus zu glauben: denn er hatte schon mehr als einmal beobachtet, wie unglaublich rachsüchtig dieser Mensch sein könne. Und erst neulich hatte Grimm gegen einen Nachbar eine Ungerechtigkeit begangen, die der Pfleger öffentlich bestrafte. Endlich war diesem wachsamen Beamten der Haß desselben gegen Justine nicht unbekannt.

Daher schickte er ungesäumt zwei bewaffnete Schergen mit einem großen schwarzen Hunde in's Haus des bösen Mannes. Sie fesselten ihm die Hände kreuzweise an den Rücken. Sein stolzes Weib rasete darüber

vor Wuth, und wäre den Gerichtsdienern gern wie eine wilde Katze in's Gesicht gefahren. Ihr einziger Sohn, der ungefähr achtzehn Jahre alt war, schimpfte über die Obrigkeit so heftig, wie es böse Leute nur thun können. Der Vater selbst that vor Zorn und Unmuth wie unsinnig. Aber alles das half nichts; er wurde fortgeschleppt, und in die Keuche geworfen.

Bei den gerichtlichen Untersuchungen gestand der Unglückselige, die Aussage jener vier Männer sei wahr.

Es kam aber noch etwas anderes an den Tag. Eduard hatte an dem Morgen noch, an welchem er von Immenhausen abreiste, dem Pfleger zu Fichtenheim in einem weitläufigen Schreiben, in dem er ihm die Seinigen empfahl, den Betrug mit jenem unterschobenen Briefe berichtet. Der Pfleger zweifelte nicht, Grimm habe diesen Betrug gespielt; und als er ihn darüber zu Rede stellte, gestand er es auch. Bei diesem Geständnisse

sagte er: „Nicht einmal die Freude, von ihrem Sohne etwas inne zu werden, vergönnte ich der Justine und ihren Töchtern; und es freute mich recht in der Seele, den Sohn eines Mannes, den ich so bitter haßte, mit lügenhaften Nachrichten tief kränken zu können." Als nun der Richter untersuchte, wie er Eduards Briefe habe unterschlagen können, ergab sich, daß die Bötin, welche schon seit drei Jahren die Briefe vom nächsten Postamte nach Fichtenheim abholte, alle Briefe, die von Leuten, welche von Ferdinands Tode nichts wußten, an ihn oder sonst an seine Wittwe Justine gerichtet waren, zuvor dem Berard Grimm einhändigte. Dieser wandte dann seine Kunstgriffe an, zuvor den Inhalt zu lesen, um die Briefe zu unterschlagen, wenn es so seiner Bosheit gefällig sein würde.

Berard Grimm wurde zu lebenslänglicher schwerer Kerkerstrafe verdammt. Sein Weib, die zum Theile mitschuldig war, verbannte man aus dem Marktflecken, und sie mußte

ihre Tage bei einem Bauer in einer Einöde verleben. Dem Sohne wurde ein Vormund gesetzt, mit dem ausdrücklichen Auftrage, ihm eine bessere Erziehung zu geben.

Die vier Bösewichte wurden zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt.

Die Bötin, ihres Dienstes auf immer verlustig, kam auf drei Jahre ins Zuchthaus. Das war ihr zum Heile, denn da ging sie in sich, nachdem sie bisher in geheim lasterhaft gelebt, und die Leute durch Heuchelei getäuscht hatte. So wurde denn für sie die Begebenheit mit dem Staar die Veranlassung des wahren Glückes.

Indessen diese gerichtlichen Verurtheilungen gefällt und vollzogen wurden, erscholl im ganzen Lande die frohe Botschaft des Friedens. Wer war froher als Justine und ihre Töchter? „Erst jetzt, sagte sie, ist aller Kummer weg, da unser König und unser Vaterland sich wieder an der Morgensonne des neuen Friedens ergötzen, und wir uns

nimmer für das Leben unsers Eduard fürchten müssen.“

Während sich Justine dieser Freude überließ, bekam sie von ihrer Bernardine zu Fichtenheim, der sie geschrieben hatte, wie Gott durch den Staar so viel Heil gewirkt habe, einen Brief, der so lautete:

„Geliebte Freundin!

Dein Brief kostete mich viele Thränen; aber es waren süße Thränen der Freude und des Staunens über die Fügungen der Alles leitenden Weisheit und Liebe unsers Gottes.

Auch Du wirst neuerdings Dich erfreuen und staunen, wenn Du vernimmst, wie Gott ebenfalls mir und meinen Kindern durch den nämlichen Staar geholfen hat. So höre denn:

Vor einigen Wochen, ehe Waffenstillstand war, kam unvermuthet ein Trupp von der feindlichen Armee in unsern Marktflecken.

Sie hielten sich aber nur einen Tag lang hier auf, und waren ziemlich erträglich, nachdem der Bürgermeister ihnen dreihundert Gulden, die sie als Brandschatzung forderten, gegeben hatte. Nirgends hörte man hier von Plünderung. Nur in mein Haus drangen gegen Abend zwölf wilde Soldaten, und raubten mir alles, was einigen Werth hatte. Mir drohten sie den Tod, würde ich einen Lärmen machen; und meine jammernden Kinder sperrten sie in den Keller. Mein Schade ist für mich beträchtlich. Manches, das sie nicht plünderten, zertrümmerten oder zerstörten sie.

Diesen traurigen Vorfall konnte ich mir nie recht erklären, und gute Freunde, deren aber eine Wittwe nur wenige findet, sagten mir, da müsse etwas anderes zum Grunde liegen. Indessen schwieg ich, opferte Gott meinen Verlust auf, und vertraute auf seine Hülfe, die mir noch in keiner Drangsal ausgeblieben ist.

Sie blieb auch diesmal nicht aus. Als Berard Grimm wegen des schwarzen Verbrechens gegen Dich und Deine Kinder in gerichtlichen Untersuchungen lag, und die Begebenheit mit dem Staar hier allgemein bekannt wurde, nahm sich der neue Bürgermeister, der gleich anfangs den Verdacht hatte, jener Mann möchte Ursache an meinem Unglücke gewesen sein, auf das thätigste meiner an, und stellte hierüber Klage an das hiesige Pflegamt. Wirklich gestand der Unglückliche, er habe jene Soldaten mit Geld gedungen, daß sie mich so ausplünderten, und das habe er gethan, weil ich bei jeder Gelegenheit mich als Freundin der Frau Justine ausgesprochen habe. Der Pfleger verurtheilte ihn zur gänzlichen Entschädigung, und noch obendrein uns zweihundert Gulden zu bezahlen für den Schrecken, den wir haben ausstehen müssen. Sieh, so wurde euer Staar auch unser Retter aus der Noth. Ich litt deinetwegen; und nun fügte es Gott, daß

gerade dasselbe Werkzeug, welches Er gebrauchte, Dich und Deine Kinder wieder zu beglücken, auch mir und meinen Kindern zum Beßten diente.

Nun bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig, als daß Berard Grimm durch die Gnade Gottes, die in den Herzen der Menschen jede Bosheit besiegen kann, auf den Weg des Heiles gebracht werde. Um dies beten Du und ich mit unsern Kindern schon seit Jahren; wird Gott dies Gebet von zwei Wittwen und vier Waisen denn nicht erhören? Das Gebet der Verfolgten für ihre Feinde hat doch immer eine besondere Kraft. Deswegen höre ich nicht auf, für unsern Feind zu beten, wenn Du nicht aufhörst.

O, wie oft bin ich im Geiste bei Dir und Deinen Kindern, die auch die meinigen sind! Sage ihnen meinen Gruß; meine Thekla und Genofeva grüßen Dich und die Ida und Marie.

Gott bleibe mit seiner Gnade stets bei uns. In ihm bin ich

Deine

ewig liebende Freundin

Bernardine."

Als Justine diesen Brief ihren Töchtern vorgelesen hatte, knieten sie nieder, und beteten Gottes Vorsehung an. Sie beteten auch für Berard Grimm. „Ach himmlischer Vater, flehte Justine, du hast durch den Staar viele Freude und große Rettnng geschenkt, thu noch Eins, und bekehre unsern Verfolger. Laß ihm die Begebenheit mit dem Staar zur Veranlassung seines Heiles werden. Oeffne ihm in den Finsternissen des Kerkers die Augen, und laß in seiner Seele ein Licht aufgehen. Thu noch dies; dann ist unsere Freude vollkommen."

Gott erhörte dies schöne Flehen. Ein Geistlicher, der eine besonders gute Art hatte, verstockten Sündern an das Herz zu reden,

besuchte eines Tages den Berard Grimm. Justine hatte ihn schriftlich darum noch eigends ersucht, und Bernardine hatte ihn mit Thränen darum gebeten. Es hätte dieser Bitten ja nicht bedurft; doch freute sich derselben der würdige Geistliche, weil er in ihnen so viel Tugend und christlichen Edelmuth erblickte. Dem Sünder, der im grauenvollen Kerker, in den kein Strahl der Sonne kommen konnte, an Händen und Füßen gefesselt, auf einem Stein saß, und bleich und hager aussah, auch durch einen schon ziemlich langen Bart entstellt war, erzählte der Geistliche, nach kluger Vorbereitung, die Begebenheit mit dem Staar, und das immerwährende Gebet der Justine, ihrer Töchter, und der Bernardine und ihrer Kinder, um sein ewiges Heil, und endlich, wie beide Wittwen ihn so inständig ersucht haben, ihn zu besuchen, und ihm ihr einziges Verlangen kund zu thun. Da brach dem Unglückseligen das Herz, und er weinte einen Strom von Thränen. Seit diesem

Augenblicke war sein Herz aufrichtig geändert, und es wandte sich zu Gott. Er sagte nachher öfters zu demselben Geistlichen und zu dem Kerkermeister: „Gott hat sich eines Staares bedient, um einen der größten Sünder zu bekehren.“

Nördlingen.
C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waibel, Aloys Adalbert,

Der Staar eine neue Erzählung für Eltern und Kinder

Nördlingen 1841

Paed.pr. 3972
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761471-0